

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostpreussischen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 3. April 1902.

(Nachdruck verboten.)

Das Zirkuskind.

Roman von Emma Merz.

(Fortsetzung).

Sie waren plaudernd weiter geschritten, wie damals in den Kindertagen, ohne des Weges zu achten; wie damals fühlten sie beide einen tiefen, unsagbaren Reiz in diesem Zusammensein.

„Werden Sie oftmals Frau Wildenau besuchen und dabei in unser Haus kommen, Fräulein Dahla?“

„Ihr Haus? Das Haus von Steilacker & Comp.?“ fragte Dahla verwundert.

„Ja, das ‚Comp.‘ bin ich,“ entgegnete Hans lachend.

„O, ich gratulire. Aber ich werde wohl nur selten zu Frau Wildenau gehen. Ich glaube, ich bin nicht nach ihrem Geschmack. Wozu also? Besuchen Sie lieber mich. Wollen Sie?“

Hans versprach's und kam schon am nächsten Tage in die Pension, in der Dahla wohnte. Nach kurzer Begrüßung zog er ein Schmucketui aus der Tasche. Dahla erschrak. Wollte er mit seinem Reichtum vor ihr prunken, die arme Schauspielerin beleidigen durch ein Geschenk?

Er begegnete einem düsteren Blick, aber er sagte bittend mit leiser Verlegenheit: Er habe sich lange besonnen, in welcher Form er seine alte Schuld zurückzahlen könnte und nun dieses Armband gewählt, das er sie als Beweis seiner Dankbarkeit anzunehmen bitte, als Andenken an die rettende Hand, die ihm einst das kleine Mädchen geboten.

Es war ein schmaler Goldreif, an dem ein Goldstück hing, daneben eine kleine, zierlich ausgearbeitete Münze mit dem darauf gravirten Worte: Dank.

Eine Glammenröthe bedeckte nun Dahlas Wangen. Es graute ihr jedesmal, wenn sie an ihre verwahrloste Kindheit dachte. Der kleinen Seiltänzerin war eine Lüge so leicht über die Lippen geglitten; sie hatte keinen Begriff gehabt von Mein und Dein. Nun verabscheute sie jede Unwahrheit, jede lichtscheue Handlung.

Sie wußte nun auch, daß sich das Herz ihrer Beschützerin damals von ihr abgewendet hatte, weil sie die Korallenkette, die sie geschenkt bekommen, im nächstbesten Laden verkauft und dann behauptet hatte, sie habe sie verloren.

Seit jenem Tage stand sie einsam in der Welt.

Doch wie nun Hans sie mit seinen treuherzigen Augen so warm, so innig anblickte, empfand sie eine Regung der Freude, daß sie feinetwillen ein Unrecht gethan, ihm ein Opfer gebracht hatte, das ihm zum Heil geworden war. Sie ließ es geschehen, daß er ihr den goldenen Reif um den Arm legte. Als seine Finger ihre Haut berührten, durchfuhr beide ein wonniges Erschrecken. O, sie

waren keine Kinder mehr wie ehemals, und doch zog es sie mächtig zu einander, daß es ihnen einen Kampf kostete, die Hände, die sich genähert hatten, wieder zu lösen.

Sie waren keine Kinder mehr wie ehemals und doch ward es ihnen schwer, das warme „Du“ zu bannen, das ihnen auf den Lippen schwebte.

Sie hatten beide heiße Wangen und brennende Augen, obwohl sie sich manche Minute lang schweigend gegenüber saßen, manchmal nur zerstreut, nur um die bange, schwüle Stille zu unterbrechen, ein Wort einfügten, um sich dann plötzlich, hastig in irgend ein Thema zu stürzen, das sie mit Lebhaftigkeit behandelten, obwohl sie kaum wußten, was sie sprachen.

Dann warf Hans plötzlich einen erschreckten Blick nach der Uhr. Er sprang auf; er faßte Dahlas Hand: „Ich muß fort! Es wäre süß zu bleiben! Verzeihen Sie, daß ich die Zeit so vergessen habe!“

„Kommen Sie bald, recht bald wieder!“

Er aber preßte die Lippen leidenschaftlich auf ihre Hand. „Ich weiß nicht, ob ich darf, ob ich soll. O, Dahla! Wir hätten uns besser nicht wieder begegnet,“ rief er. Einen Moment sah er ihr mit verlangender Zärtlichkeit in die Augen und trat auf sie zu, als wolle er sie an sich reißen; aber er bezwang sich und eilte rasch fort. Dahla war's, als müßte sie ihm nachrufen: „Hans, Hans, was bedeutet dieser traurige Abschied? Ich hab' Dich lieb und ich will nicht so von Dir scheiden!“

Aber ihr Stolz verschloß ihr die Lippen. So ließ sie Hans denn gehen, stumm, mit einem großen, verwirrten Blick. Das Stadtleben umbrauste ihn wieder; er kehrte zurück in das stille bürgerliche Haus; eine breite Kluft that sich auf zwischen ihm und der unbefannten Schauspielerin.

Tag um Tag verging; Woche um Woche. Dahla wartete auf einen Besuch ihres jungen Freundes mit einer zu wildem Schmerz sich steigenden Ungeduld. Er kam nicht wieder. Nun erst grübelte sie über seine Abschiedsworte, über sein verstörtes Lebewohl nach.

In der gleichen Pension mit ihr wohnte eine Malerin, die einmal den Namen des Steilackerschen Geschäftshauses erwähnte. Nun gab ein Wort das andere. Dahla erfuhr, daß die größte Papierfabrik der Stadt dieser Firma gehöre, daß Steilacker kinderlos sei und deshalb sein Mündel wohl sein Nachfolger und sein Erbe werden würde. Sie erfuhr auch, daß Hans verlobt, oder doch so gut wie verlobt sei mit einem hübschen wohlgezogenen Mädchen. „Es ist vielleicht keine ganz freie Wahl,“ bemerkte die Malerin. „Steilacker wünscht die Partie; aber der junge Herr kann sich in jeder Hinsicht gratulieren, denn die junge Dame ist nicht nur wohlhabend und jung und reizend, sie ist auch von jener anspruchlosen,

schlichten Art, die den Männern ja begreiflicher Weise bei ihren Ehefrauen am allerbequemsten erscheint.“

Dahla stieß ein kurzes Aechzen aus. Sie lachte nur, weil sie sich geschämt hätte zu weinen.

Wenige Tage später, an einem Sonntagmorgen nahm Dahla ihre Schlittschuhe und eilte durch die weißglitzernden Anlagen auf den Eisplatz. Einer der ersten Menschen, die hier an ihr vorbeikamen, war Hans, der Hand in Hand mit einer jungen Dame lief. Er zog vor Dahla den Hut; ein kurzer, förmlicher Gruß. Dann faßte er seine Begleiterin wieder und das Paar flog in schönen Bogenlinien weiter, leicht und gewandt wie vom leisen Windhauch getragen. Dazu spielte die Musik lustig, o so lustig! —

Mit leidenschaftlichem Zorn riß Dahla den Armreif, den Hans ihr geschenkt, von dem Handgelenk und schleuderte ihn in den Schnee. Dann eilte sie fort, fort von der lustigen Musik, fort von den Menschengesichtern und lief lange in den Anlagen umher, ohne des Weges zu achten. Manchmal lachte sie bitterlich auf und dabei tobte wie ein wilder körperlicher Schmerz die Eifersucht durch ihr leidenschaftliches junges Herz. Dann schloß sie sich in ihr Zimmer ein, grollend über ihr Geschick. Aber auch die Einsamkeit schien ihr endlich unerträglich. Sie wollte ins Theater, sich zerstreuen. Es giebt Tage, an denen Wischers Ausspruch: „Die Tücke des Objekts“ völlig gerechtfertigt scheint. Im letzten Moment blieb Dahlas Kleid an einem Schlüssel hängen, und als sie, um die losgegangenen Falten wieder festzunähen, hastig in ihr Arbeitskörbchen griff, stieß sie sich die Schere tief in die Handfläche.

Die Wunde blutete und schmerzte heftig. Aber Dahla war nicht nachsichtig gegen sich. Sie drückte ein englisches Pflaster auf die verletzte Stelle und zog den Handschuh darüber. Sie kam zu spät ins Theater, aber sie ging dennoch. In ihrer düsteren Stimmung fand sie das Stück aber natürlich höchst reizlos und langweilig. Dabei brannte und hämmerte die Wunde an ihrer Hand so schmerzlich, daß sie fürchtete, es könnten ihr die Sinne schwinden, wenn sie länger bliebe.

O hätte sie geahnt, daß die braunen Augen des Freundes mehr auf sie als auf die Bühne gerichtet waren. Hätte sie nur einmal den Kopf nach den Logen emporgewendet, sie wäre seinem warmen Blick begegnet. Aber sie sah düster zu Boden, als sie nach dem zweiten Aktluß das Theater verließ. Als sie eben in der Garderobe ihr Spizentuch über den Kopf gezogen und den Mantel umgehängt hatte, trat ein junger Mann, ein Arzt, auf sie zu, der ihr Weggehen bemerkt hatte und ihr gefolgt war und erkundigte sich nach der Ursache ihres jähen Ausbruchs.

Dr. Tulberg hatte seit längerer Zeit versucht, sich der jungen Schauspielerin zu nähern und ihr zu wiederholten malen seine Bewunderung ausgedrückt, ohne jemals dreist und zudringlich geworden zu sein. Als er nun von einer Verletzung hörte, machte er ein bedenkliches Gesicht und rieth bringend, die Wunde sofort antiseptisch verbinden zu lassen.

Dahla zuckte gleichgiltig die Achseln.

„Ein unbedeutender Schnitt. Es ist ja nicht der Rede werth.“

Aber der junge Arzt ließ sich nicht abweisen. Mit solchen Dingen sei nicht zu spaßen. Die geringste Verletzung könne die Ursache einer Blutvergiftung werden. Das Fräulein müsse ihm unbedingt in sein Sprechzimmer folgen und die kranke Hand seiner Pflege unterwerfen. Er lasse keine Widerrede gelten.“

Dahla sah es wohl, daß seine Augen wärmer auf ihr ruhten, seine Stimme erregter war, als sich für den Arzt, dem sie sich anvertrauen sollte, geziemte. Zu jeder anderen Stunde würde sie sich trotz seines tyrannischen Auftretens von ihm zu befreien gewußt haben. Aber heute war ihr alles völlig gleichgiltig. Wie ein Nebel lag's über ihren Gedanken.

Sie war in einer jener Stimmungen, in welchen ein Weib der schlimmsten Thorheit, ja einer Schuld fähig ist, nur um zu vergessen, um den nagenden Schmerz in der Brust zu ersticken.

So ließ sie es geschehen, daß der Arzt ihren Arm in den seinen zog und verließ in seiner Begleitung das hell erleuchtete Foyer des Theaters.

O der Zufall ist zuweilen so heimtückisch boshaft! Auch Hans hatte sich erhoben, als er sah, daß Dahla aufstand, und er brauchte nur einen kürzeren Weg durch die engverschlungenen Korridore zu nehmen, dann erreichte er vor dem Doktor das Mädchen und er bot ihr den Arm, er trat allein mit ihr hinaus in die Winternacht.

Er war so bereit, Dahla ein liebes, warmes Wort zu sagen.

Hans hatte nur allzu viel an Dahla gedacht in diesen letzten Wochen. Er war sich klar darüber geworden, daß die Neigung zu dem schönen, eigenartigen Mädchen wie ein Sturm hereinzubrechen drohte in sein Leben, das bisher wohlgeebnet vor ihm gelegen und ihm keine Konflikte gebracht hatte. Er wußte, daß eine Heirat mit Dahla einen Bruch bedeutete mit dem Manne, dem er Bildung, Existenz, Stellung, Reichthum, alles verdankte, den er mit gutem Recht seinen Vater nennen durfte. Nicht etwa weil Dahla arm war. Nein, aber das in einer Zirkusbude herangewachsene Kind, die Tochter einer leichtsinnigen Mutter, die Schauspielerin an einem kleinen Theater wurde — er wußte es wohl, in dem streng soliden bürgerlichen Kreise, dem er angehörte, würde er nur Vorurtheilen, einer ganzen Mauer von Mißtrauen begegnen. Dabei war er durch sein bisheriges Benehmen gewissermaßen gebunden an das Mädchen, das sein väterlicher Freund für ihn bestimmt hatte, wenn auch erst an deren neunzehntem Geburtstage die öffentliche Verlobung stattfinden sollte.

Hans war ein pflichttreuer, gewissenhafter Mensch. Ein anderer hätte sich vielleicht dem Zauber der schönen jungen Augen Dahlas, die so warm in die seinen geblickt, hingegeben und nicht gefragt: was soll daraus werden? Er aber fürchtete sich vor der doppelten Gefahr: wie ein Zerförer in das Leben des Mädchens zu treten oder seine eigene Existenz zu zertrümmern. So war er ihr fern geblieben. Doch als er sie, nach der flüchtigen Begegnung am Morgen, bleich und ernst im Theater sitzen sah, mit einem Leidenszug um die Lippen, war es ihm so unerträglich erschienen, daß sie sich wieder fremd werden sollten, daß alle seine Bedenken und Besorgnisse wie fortgewischt waren, als er ihr naheilte durch die Korridore.

Da war er Zeuge geworden, wie ein fremder junger Mann eifrig auf das Mädchen einsprach, ihren Arm in den seinen zog, wie sie ihm folgte, als habe dieser ein Recht, sie zu führen.

Durch die einsamen Straßen eilte Hans dem Paare nach, mit einem bitteren Weh in der Brust, mit tollen Schmerzen der Eifersucht. Er sah Dahla mit dem Doktor in ein Haus treten — in ein fremdes Haus und mit einem harten Auflachen stand er draußen im Schnee und hörte wie die Thüre hinter den beiden zufiel.

Niemand wachte mehr in der Wohnung des Arztes. Dr. Tulberg zündete selbst die Lampen an und bat Dahla, in seinem Sprechzimmer Platz zu nehmen. Er gab sich alle Mühe, die Aufregung, die dieses Alleinsein mit dem schönen, lange bewunderten Mädchen in ihm weckte, zu beherrschen. Während er Dahlas Hand in der seinen hielt, die Wunde ausspritzte und verband, widmete er sich mit ungetheilter Aufmerksamkeit seiner ärztlichen Thätigkeit. In diesem Augenblicke war es ihm gleich, ob er die schwierige Hand eines Arbeiters oder das weiße, zierliche Gelenk eines jungen Mädchens vor sich hatte. Mit einem „Entschuldig Sie, mein Fräulein!“ tauchte er dann gewohnheitsmäßig die Hände in ein Wasserbecken. Das Schränkchen, dem er die Verbandwatte entnommen, war offen stehen geblieben und Dahla blickte gleichgiltig prüfend auf die Fläschchen und Schächtelchen der kleinen Hausapotheke. Plötzlich blieben ihre Augen groß und starr auf einem Punkte haften.

„O bitte, bitte, Herr Doktor, schenken Sie mir das!“

Der junge Arzt, der sich eben die Hände trocknete, wendete sich eifrig um, erfreut über eine Bitte des Mädchens, von dem er bisher gehört hatte, daß sie jedes Geschenk auf das Stolze zurückweise. Er erschrak aber, als er sah, was sie von ihm begehrte: ein kleines Krytallfläschchen, auf dessen Etikette warnend ein Totenkopf abgebildet war.

„Was fällt Ihnen ein, mein liebes Fräulein! Alles, was Sie sonst von mir begehren können, steht Ihnen zur Verfügung. Nur nicht dies. Es ist Gift, ein starkes, tödtliches Gift.“

„Aber dieses starke, tödtliche Gift ist das Einzige, was ich auf der Welt begehre.“

„Wozu! Das ist kein Spielzeug für junge Damen, mein schönes Kind. Solch gefährliches Geschenk kann und darf ich Ihnen nicht geben — so gerne ich Ihnen ja die erste Bitte erfüllen möchte. Es ist schwer, Ihren Augen irgend etwas abzuschlagen. Aber warum bitten Sie mich überhaupt gerade darum? Haben Sie Selbstmordgedanken?“

„Nein, ich schwöre Ihnen, ich will mich nicht tödten, wenigstens nicht jetzt,“ erwiderte Dahla leidenschaftlich, während sie das kleine Fläschchen fest umschloß und dann rasch in die Tasche gleiten ließ. „Aber es kann doch über jedes Menschenleben etwas Furchtbares hereindringen, man kann des Augenlichts beraubt, einer unheilbaren Krankheit preisgegeben, aufs Gräßlichste verstümmelt werden bei einem Eisenbahnunglück. Oft und oft habe ich gedacht, für einen solchen Fall sollte jeder das Mittel haben, sich vom Dasein zu erlösen, ehe er sich und andern zur Last wird. Das würde Muth geben, ohne Zittern in die Zukunft zu blicken. Das wäre wie ein Bewußtsein der Freiheit. Und ich, sehen Sie, ich bin ganz allein auf der Welt. Ich hätte niemand, der sich meiner erbarmte. Nur für den Moment, da mir das Letzte geraubt würde: Das Gefühl der eigenen Kraft, nur für eine solche Möglichkeit lassen Sie mir dies als Waffe gegen das Schicksal. Noch würde ich das Dasein nicht fortwerfen. Nein, ich wiederhole es Ihnen, Herr Doktor: noch nicht. Freilich, die Welt würde nichts verlieren und auch ich nicht. Und dennoch — ich bin zu feige. Allem zum Troß — eine leise Hoffnung auf Glück will nicht sterben und narret uns weiter.“

Sie war sehr bleich; um so dunkler und größer erschienen ihre Augen, um so schwärzer ihr Haar. Ihre Züge gewannen an Reiz bei jeder inneren Erregung. Ihr ganzes Gesicht ward dann durchglüht wie von innerem Feuer, und wenn auch Todessehnsucht aus ihren Worten klang, es war doch so viel sprühendes Leben in ihrer Erscheinung, daß jeder Blick, jede ihrer Bewegungen heiße Lebenssehnsucht, trunkenen Wünsche weckte.

Der junge Arzt stand wie berauscht. Nun hatte er die Selbstbeherrschung verloren: nun hatte er vergessen, daß er sich in seinem Sprechzimmer mit seiner Patientin befand. Sie war ihm nur mehr das schöne, berückende Weib, und um sie her lag tiefe Stille, verschwiegene Einsamkeit.

„O, Sie Thörin,“ sagte er leise in erregtem Ton. „Sie sind jung und schön und sagen, daß Sie nichts am Leben verlieren würden, wenn Sie es wegwürfen, wie ein Kind einen köstlichen Trank von sich weist, weil es ihn nicht kennt. Sie kommen mir vor, wie ein Mensch, der sich unter die Erde vergräbt und dann seufzt: Er sähe die Sonne nicht. Es sei kalt und dunkel. Wagen Sie sich in die Sonne. Lassen Sie sich durchglühen von dem großen Licht, das unser Leben erhellt, und Sie werden erkennen, mit erwachenden Augen und Lippen, welche Süßigkeit dieses Dasein zu bieten hat, welche beglückende Macht Sie besitzen —“

Es war ein hübscher, kühngechnittener Männerkopf, der sich zu Dahla neigte; mit ausdrucksvollen, dunkelgrauen Augen und rötlichem Barthaar um einen frischen, jungen Mund, von dem die Sprache der Leidenschaft recht überzeugend klang. Und diese Sprache der Leidenschaft, Dahla verstand sie zum ersten male, seit sie liebte. Eine namenlose Sehnsucht umfing ihre Sinne: Wenn Hans einmal sie so anblicken, solch feurige Worte zu ihr

sagen würde, — welch wonniges Vergehen müßte es sein. Wie von einer zauberhaften Melodie umfungen, stand sie still vor den glühenden Augen des jungen Mannes. Es war wie ein neugieriges Interesse in ihr, diese fremde Blut zu beobachten, die sie nicht theilte. Doch ihr Schweigen machte den Doktor dreifach. Er trat immer näher an sie heran und schlug dann mit rascher Bewegung beide Arme um ihre Gestalt und suchte seinen Mund auf den ihren zu drücken.

Aber Dahla packte ein jähes Entsetzen. Nur Liebe vermag einem reinen Weibe über das Grauen vor der ersten Berührung eines Mannes hinwegzuhelfen. Es war ein solcher Ausdruck des Abscheus in ihrem Gesicht, als sie, den Kopf zurückbeugend, seine Arme von sich stieß, ein solcher Blick der Angst, des Ecks, der Abwehr in ihren großen Augen, daß der junge Mann gekränkt zurücktrat.

„Sie haben das Vertrauen mißbraucht, das ich dem Arzte geschenkt,“ rief Dahla entrüstet und zugleich von innerer Beschämung erfaßt. Jetzt erst überblickte sie die seltsame Situation, in der sie sich befand, in dem einsamen Junggesellenheim; jetzt erst besann sie sich, wie sie ihren Ruf in dieser Stunde gefährdet hatte, und ihr Spikentuch tief ins Gesicht hineinziehend, stürzte sie der Thüre zu, von dem Doktor gefolgt, der sie in erregtem Tone bat, ihm zu verzeihen, seine Begleitung anzunehmen, worauf sie, ihn zornig anfunkelnd, nur heftig erwiderte:

„Nein! Lassen Sie mich! Ich will allein sein!“ und wie von Furien geheht durch die stille Straße dahineilte.

Verblüfft von dieser wilden Abwehr, die der junge Mann nach dem anfänglich milden, süßsamen Wesen des Mädchens, das ihm bereits süßeste Hoffnung auf ihre Neigung geweckt, nicht erwartet hatte, stand er noch an der Schwelle des Hauses, mit bloßem Kopf, mit heftig pochendem Herzen, mit jagenden Pulsen und blickte der hohen Gestalt nach, die er einen kurzen Augenblick lang in den Armen gehalten hatte. Er mußte erst tief aufathmen, ehe er seine Sinne wieder beherrschte. Nie hatte ihn ein so rasendes Begehren nach dem Kuß junger Frauenlippen erfaßt wie in dieser Stunde. Nie war er so verächtlich, mit solch bebendem Abscheu zurückgewiesen worden.

Plötzlich schlug er sich erschreckt vor die Stirne. In seinem verliebten Taumel, in seiner nachherigen zornigen Beschämung hatte er die Einzelheiten der erregten Szene nicht überdacht und nun erst besann er sich:

Das Mädchen hatte das kleine Fläschchen in der Tasche behalten. Das Gift war in ihren Händen, und er hatte die Verantwortung zu tragen, wenn sie es mißbrauchte.

Es war zu spät, ihr nachzueilen, eine Verfolgung auf nächster Straße! — Sie würde immer rascher laufen, um ihm zu entfliehen. Nein, das ging nicht. Einen Skandal mußte er um ihres wie um seiner selbst willen vermeiden.

In lebhafter Unruhe trat er in sein Zimmer zurück und suchte in dem Schränkchen. Es war wirklich das Fläschchen mit Cyankali, das die Unglückselige ergriffen hatte.

Zornig, in peinlichster Stimmung lief er in seinem Zimmer hin und her.

Das Mädchen hatte so dämonische Augen. Man konnte nicht wissen, welche Räthsel in diesen Tiefen schlummerten. Wenn sie irgend ein Nachgelüst befriedigen wollte? Wenn man sie morgen todt im Bette fand und er in eine dunkle Geschichte verwickelt würde — —

Aber sie hatte ihm ja geschworen, daß sie sich nicht tödten wollte und es war doch ein Ernst in ihrem Wesen, an den man glauben mußte.

So beruhigte er sich endlich und legte sich zur Ruhe. Aber früh am Morgen schon weckte ihn der Gedanke an dies kleine Krytallfläschchen, und er wartete ungeduldig auf eine Stunde, in der er sich, ohne gerade verwundert angesehen zu werden, in der

kleinen Pension einfinden konnte, in der Dahla wohnte. Er hatte ja eine triftige Entschuldigung auch für einen frühen Besuch: er kam als Arzt, um nach der Hand des Mädchens zu sehen und durfte als solcher nicht abgewiesen werden.

Dahla erschien auch sofort in dem kleinen Empfangsalon, ließ aber mit einer für den jungen Doktor kränkenden Absichtlichkeit die Thüre nach dem Nebenzimmer offen stehen, aus dem Tassengeklapper und ein Gemisch von Stimmen herausklang; die Damen der Pension schienen hier beim Frühstück zu sitzen. Dr. Zulberg war auf diese Weise gezwungen, sich ganz auf seine ärztlichen Anordnungen zu beschränken und konnte nur, während er sich auf die Hand herabbückte, leise bitten:

„Zürnen Sie mir nicht mehr, mein Fräulein, daß ich gestern so gänzlich den Kopf verloren habe.“

„Ich zürne nur mir selbst,“ erwiderte Dahla sehr kurz und frostig.

Dann, als er den neuen Verband angelegt und Schonung empfohlen hatte, da die Wunde noch immer schmerzte und der Arm ein wenig geschwollen war, trat er nahe an das Mädchen heran und sagte, ihr fest und streng in die Augen blickend:

„Und nun bitte ich noch dringend um Herausgabe meines Eigenthums!“

Er hatte absichtlich diese Wendung gewählt, weil er wußte, daß Dahla viel zu stolz war, um auf eine solche Forderung ein „nein“ zu erwidern.

Sie ward dunkelroth und erwiderte mit einem düsteren Blicke:

„Sofort, mein Herr!“

Er hörte sie in dem Nebenzimmer zur Linken, das ihr Schlafgemach zu sein schien, ein Schubfach öffnen. Gleich darauf trat sie wieder heraus und legte das kleine Fläschchen auf den Tisch.

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein, und bedaure nur, daß diese Bitte unerfüllbar gewesen,“ sagte er.

Er war sehr erleichtert, daß die Sache sich so rasch abgewickelt hatte und wollte Dahla die Hand reichen; aber sie ließ die Rechte schlaff herabhängen und nickte nur, mit einem kurzen Dank für den Besuch, sehr fremd mit dem Kopfe.

Ein tiefinnerer Groll gegen das Mädchen blieb dem Doktor im Herzen, als er wie von einer Fürstin von ihr entlassen, die Treppe hinabeilte und ihr blaßes Gesicht mit dem Ausdruck stummer, stolzer Abwehr ihm kränkend vor Augen schwebte.

Für Dahla aber brachte der nächste Tag eine Nachricht, die ihr selbst erst offenbarte, wie leidenschaftlich, wie toll sie Hans liebte, all ihrer Eifersucht, all ihrer schmerzlichen Empörung über sein Wegbleiben zum Trost. Sie erfuhr von der Malerin, die im Steilackerschen Hause befreundet war, daß Hans schon am nächsten Tage sich auf eine längere Geschäftsreise nach England begeben würde.

Etwas acht Uhr abends mochte es sein, als sie diese Kunde erhielt im Verlauf eines gleichgiltigen Gesprächs. Diesmal lachte Dahla nicht. Sie blieb ganz stumm. Sie fühlte nur, daß irgend etwas geschehen müsse, daß sie Hans noch einmal sehen wolle, daß es sie wahnsinnig machen würde, wenn er ohne Abschied von ihr ginge. Sie riß den Hut vom Nagel, hüllte sich in ihren Mantel und stürzte fort.

Sie war sich kaum klar geworden, was sie wollte, als sie schon vor dem Steilackerschen Hause stand.

Zu ihm! Zu ihm! Ihn sehen! Ihn ein einziges mal sagen, was nie ein Mann von ihr gehört hatte: „Ich hab' Dich lieb!“ Mit unwiderstehlicher Naturgewalt war der Wunsch in ihr erwacht.

Aber sie zitterte, als sie in den stillen Flur des Hauses trat: mit wankenden Knien stieg sie die Treppe empor. Als sie vor der Thür mit dem Messingschild stand, da packte es sie wie ein Schwindel. Lange zögerte sie; endlich drückte sie aufathmend auf

die elektrische Klingel. Aber wie nun drinnen Schritte vernehmbar wurden, näher kamen, da sank plötzlich all ihr Muth; von Entsetzen erfaßt bei dem Gedanken, daß sie nun ihr Begehren nennen müsse, eilte sie, wie auf der Flucht, die Treppe weiter empor und schellte in einem verzweifelten Entschluß an Frau Wildenaus Thüre, nur um sich vor den Augen zu bergen, denen sie da unten hatte Trost bieten wollen.

Ihr Besuch zu der späten Stunde, die Hast und Verwirrung, mit der sie Einlaß begehrte, erregten das Befremden der Dienerin, die ihr öffnete. Auch Frau Wildenau empfing sie mit einem staunenden Blick. Erschöpft, mit einem wilden Schmerz in der Seele kehrte Dahla in die Pension zurück, ohne den ersehnten Freund auf der Treppe getroffen zu haben, wie eine leise Hoffnung ihr noch zugeflüstert hatte.

Als sie in ihr Zimmer trat, fand sie hier auf dem Tisch ein mit zitternder Hand beschriebenes Blatt.

„Mein Kind! Es geht mir sehr schlecht! Ich fürchte mich so! Wenn Du wüßtest, wie elend ich bin, dann hättest Du Mitleid. Ich habe nichts Gutes von Dir verdient.“

Für Dich war's ja gewiß ein Glück, daß ich Dich nicht bei mir behalten habe. Ich bin selber schlecht erzogen worden und hätte Dich auch nicht gut erziehen können. Jetzt, seitdem ich so krank bin, sehe ich das alles ein. Sie sagen, Du seiest brav und stolz, und man könnte Dir nichts Schlimmes nachsagen. Wenn Du aber auch ein gutes Herz hast, so komme sogleich zu Deiner todtkranken Mutter.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Amtsrichter Rosenows Wirthschafterin.

Humoristische Skizze von Curt Platen-Hamburg.

Amtsrichter Rosenow war seit Wochen in verdrießlichster Stimmung. Das fiel selbst seinen Freunden auf, was gewiß etwas sagen wollte. Denn die friedliche Gemüthsart war des Amtsrichters starke Seite niemals gewesen.

Seit zwei Jahrzehnten hatte Frau Duggen nach besten Kräften und so schweigsam, wie es der Amtsrichter selber war, den Hausstand des einsamen Mannes geführt. Sie, die ihm sonst treu und gehorsam war, ließ es sich plötzlich einfallen, das Leben des Amtsrichters zu revolutioniren. Es geschah wirklich ohne ihren Willen, daß Frau Duggen eines Tages die süße Gewohnheit, zu leben, unterließ. Vor acht Wochen schon war sie zur kühlen Erde gebettet worden um darauf zu warten, vielleicht in einem besseren Jenseits ihre bescheidenen häuslichen Kenntnisse zu erweitern und zu verbessern.

Natürlich mußte für Frau Duggen Ersatz geschaffen werden. Ja, was erlebte der Amtsrichter da alles! In kurzer Zeit hatte er die vierte „Perle“ und schon wieder war er einsam und verwaist, weil auch diese ihn wegen völliger Unbrauchbarkeit verlassen mußte.

Jetzt stand er also abermals vor der Dual der Wahl einer Grazie, die geneigt wäre, die Fackel des Friedens auf seinem häuslichen Herde anzuzünden. Der Vorrath des Städtchens an geeigneten Bewerberinnen schien schnell erschöpft zu sein. Von den vier Damen, die sich dem Amtsrichter präsentirten, wendete er sich mit stillem Grausen. Bald war er wieder mit seinen wahrhaftig nicht menschenfreundlichen Gedanken allein. Er hatte die Wirthschaft satt, gründlich satt. Der Gedanke, in den Ruhestand zu treten, um in einer Bäderstadt in einem Pensionat leben zu können, tauchte in ihm auf. Einen Augenblick erwog er sogar die Möglichkeit — zu heiraten. Gerade, als er diese verzweifelte Eingebung mit einem höhnischen

Sachen, begleitet von einem prüfenden Blick in den Spiegel, beiseite schob, wurde zaghaft die Hausglocke gezogen. In Ermangelung einer Bedienung öffnete Rosenow selbst. Was er vermuthete, traf zu. Nummer fünf kam, sich vorzustellen. Es war eine zarte, brünette Erscheinung, etwa Ausgang der Dreißiger, mit klaren, blauen, aber traurig blickenden Augen.

Amtsrichter Rosenow war kein Mann unnöthiger Höflichkeiten. Er führte die Verhandlungen stehend, und so war es ihm bisher nicht in den Sinn gekommen, einer der Besucherinnen einen Stuhl anzubieten. Warum er es der Eintretenden gegenüber that, war ihm selbst nicht klar.

„Sie wünschen?“

„Ich heiße Anna Schulte,“ versetzte die Angeredete mit klavervoller, jedoch leiser Stimme. „Ich wollte mir die Anfrage erlauben, ob der Posten einer Wirthschafterin bei Ihnen, Herr Amtsrichter, noch frei sei.“

„Und Sie bewerben sich?“

„Ich bitte darum.“

„Was sind Sie?“

„Was ich bin? Mein Mann war Schiffskapitän. Er ist seit drei Jahren todt. Ich habe bisher meinen Unterhalt durch Zimmervermietung erworben, möchte nun aber wieder einen Hausstand leiten.“

„Sie wissen doch, daß die Person, die ich miethete“ — Der Amtsrichter unterbrach sich plötzlich, als er die blauen Augen seines Gegenüber mit ganz entsetztem Blick auf sich geheftet sah.

„Ich meine, die Dame, die ich engagire,“ verbesserte er sich, leidlich verwirrt, „ohne Anhang sein muß. Sie verstehen mich, ganz ohne Anhang,“ sagte er, indem er sich gerade vor der Frau aufpflanzte.

War es nun der scharfe Ton, in dem Rosenow sprach, oder die vorhergehenden brüskten Worte, kurz und gut, als er Frau Schulte in die Augen schaute, merkte der Amtsrichter, daß diese in Thränen schwammen.

Resignirt wendete er sich um, Weiberthränen waren ihm verhaßt. Auf dem Grundbuchamte schickte er heulende Frauen erst vor die Thür, damit sie sich ausweinen, ehe er mit ihnen weiter verhandelte. Am liebsten hätte er es mit Anna Schulte ebenso gemacht. Daß er es nicht that, kam daher, weil ein unbestimmtes Gefühl ihm sagte, daß diese Frau nicht mit anderen Stellensuchenden auf eine Stufe zu stellen sei.

So bezwang er denn seinen Anmuth und richtete noch einige weitere gleichgiltige Fragen an sie.

Noch in später Abendstunde hielt Anna Schulte ihren Einzug in des Amtsrichters Haus.

* * *

Drei Monate waren verflossen. Das europäische Gleichgewicht war nicht aus dem Lot gekommen. Der Amtsrichter Rosenow aber schien in dieser Zeit ein anderer geworden zu sein. Seine Freunde schüttelten die Köpfe über ihn. War das der grämliche alte Junggeselle? Früher bot er fast immer das Bild äußerer Verwahrlosung. Sein Kragen war schmutzig, sein Anzug nicht immer sauber, der Schlips saß schief und der Hut war verbeult. Jetzt aber stolzirte er einher, „wie aus dem Ei gepellt“. Er selbst wunderte sich am meisten über die Veränderung, die mit seinem äußeren Menschen vorgegangen war. Daß er über Welt und Menschen auch anders denken lernte, merkte er nicht. Er begriff kaum, wie er früher jahraus, jahrein an Frau Duggens langweiligem Klüchzetteln Geschmack finden konnte. Er begriff nicht, wie er so gar keinen Werth auf seine Kleidung legen, wie er nicht dulden wollte, daß die Hausdame in seinem Arbeitszimmer Ordnung machte. Das war doch alles selbstverständlich und er hätte es Frau Schulte direkt übel genommen, wenn sie es nicht gethan oder weniger darauf gesehen hätte, daß er adrett und sauber auf sein Bureau ging.

Sie war wirklich die Perle von einer Frau. Wie nett und behaglich sie alles um ihn her einzurichten verstand. Es war, als ob eine holde stille Fee in seinem Hause waltete. Das Angenehmste aber blieb doch, daß Frau Schulte keinerlei Anhang hatte und man nicht in die fatale Lage kam, auf der Treppe irgend einen derangirt aussehenden Anverwandten oder eine geschwähzige Freundin im Vorraum zu treffen.

Es war an einem Sonnabend-Nachmittag, als Amtsrichter Rosenow unerwartet, und lange vor Beendigung der Bureaustunden nach Haus zurückkehrte.

Frau Schulte, oder wie er sie seit einiger Zeit kurz nannte, „Frau Anna“, schien nicht zu Haus zu sein. Er durchschritt die leeren Wohnräume und betrat schließlich die Küche. Wie maßlos war sein Erstaunen, als auf einem der hochbeinigen Holzstühle ein draller Bub' saß, mit blonden Locken und blauen großen Augen, die ihn entsetzt anschauten. Die gegenseitige Ueberraschung war vollkommen gelungen. Ein Weilschen staunte sich das ungleiche Paar an. Es war für Amtsrichter Rosenow kein Zweifel mehr, daß der Knabe Annas Kleiner war. Diese blauen Augen stammten aus ihrer Familie, das sah er. Und als er den Kleinen fragte, wie sein Name sei, — richtig, da stammelte dieser unter einer Flut von Thränen, daß er Hermann Schulte heiße. Die Thränen hatte er also auch von der Mutter geerbt. Weiß der Himmel, was das für eine weinerliche Gesellschaft war! Er war doch kein Menschenfresser! So sanft und liebevoll wie möglich hatte er den Jungen nach seinem Namen gefragt und nun heulte er wie ein Derwisch. Dem Amtsrichter stand der Schweiß der Verzweiflung auf der Stirn. Er konnte den Jungen doch unmöglich seinem Schicksal hier überlassen! Wenn nur Frau Anna käme! Es war aber nicht so wie im Lustspiel, wo die für die Handlung benötigten Personen im gewünschten Moment die Thürklinke in die Hand nehmen. Und so bequeme sich der Amtsrichter, den immer weiter schreienden Kleinen auf den Arm zu heben und in die Wohnstube zu schleppen.

Da traf die beiden eine Stunde später Frau Anna, wie sie rund um den Tisch Pferdchen spielten, wobei der Amtsrichter selbstverständlich den Bierfüßler machte.

Das war also die Frau ohne Anhang, die das Entzücken des Amtsrichters bildete. Er war wirklich empörend hintergangen und im ersten Augenblick packte ihn eine wahre Wuth gegen Frau Anna. Als sie aber am ganzen Leibe zitternd vor ihm stand und ihn mit leiser Stimme bat, ihr die Entlassung zu geben, schlich sich so etwas wie Rührung in sein Herz.

Was konnte das unschuldige blauäugige Büblein, das ihn vertrauensvoll und garnicht mehr ein bißchen ängstlich anschaute, für die Sünden seiner Mutter! Und war es denn wirklich eine Sünde, Mutter eines so netten, blondlockigen Knaben zu sein!

„Sie hätten mir die Existenz des Kindes nicht verschweigen sollen, Frau Anna,“ begann der Amtsrichter, seine Worte so sanft wie möglich an sie richtend.

„Ich wagte es nicht, dem Herrn Amtsrichter mein Geständniß zu machen. Der Herr Amtsrichter lieben doch keine Kinder und ich war in so großer Noth,“ kam es zaghaft von den Lippen Frau Annas.

„So weinen Sie doch wenigstens nicht!“ rief Rosenow erregt. „Muß denn alles mit Salzfluten begossen werden? Es ist ja dumm das, mit dem Kinde. Schließlich aber wird sich in meiner großen Wohnung für den Kleinen noch Platz finden. Behalten Sie ihn deshalb ruhig bei sich, Frau Anna.“

Er wußte nicht, wie es geschah, aber plötzlich hatte er sie unter's Kinn gefaßt und der selig Lächelnden die weichen Locken gestreichelt.

Verlegen wandten beide sich ab. Für den Amtsrichter mußte der Bub' als Ableiter dienen. Er beugte sich nieder zu ihm und sagte: „Willst Du bei mir bleiben, Hermannchen, wollen wir jeden Tag Pferd spielen?“

Fröhlich faßte der kleine Bengel in Rosenow's langen Bart und rief mit krähender Stimme:

„Ich bleibe immer bei Dir, Onkel. Pferdspielen und Gustab und May auch!“

Mißtrauisch stuzte Rosenow. In demselben Augenblick fuhr aber auch Frau Anna mit purpurrothem Kopf auf den kleinen Schwäger zu, um ihm den Mund zuzuhalten.

„Willst Du wohl still sein!“ schalt sie.

Der Kleine aber war nicht still. Mit der Hartnäckigkeit, die oft in Kindern steckt, verfolgte er seinen Gedanken und ehe es die Mutter noch verhindern konnte, rief er abermals: „Gustab und May sollen auch mit Onkel spielen.“

„Wer ist denn Gustab und May?“ fragte der Amtsrichter, dem nichts Gutes ahnte.

„Meine Brüder,“ tönte es schlagfertig zurück.

War der Amtsrichter sprachlos vor Schrecken, so glich Frau Anna Loth's Weib, das zur Salzsäule erstarrt war. Nach minutenlangem Schweigen hub der Amtsrichter an: „Nun Frau Anna, was haben Sie mir zu sagen?“

Das war nicht gerade wenig. Frau Anna hatte noch zwei blühende Knaben, von denen einer acht, der andere fünf, während Hermann 4 Jahre alt war. Das erfuhr Rosenow unter vielen Thränen der Frau ohne Anhang.

Was war zu thun? Entbehren wollte und konnte der Amtsrichter seine Hausdame nicht mehr und ihr zuzumuthen, die Kinder bei fremden Leuten unterzubringen, mochte er nicht. So nahm er sie denn in's Haus. Bald wurde ihre Nähe dem Junggesellen ebenso Bedürfnis wie die Nähe von Frau Anna es ihm schon lange war. Und als er nach wenig mehr als einem Jahre mit Frau Anna Schulte an den Traualtar trat, um den Bund für's Leben durch Priesterhand segnen zu lassen, da wunderte sich Rosenow darüber, wie es mal eine Zeit geben konnte, wo er eine Wirthschafterin suchte und wo diese Frau ohne Anhang sein mußte.

(Nachdruck verboten.)

Marion.

Waterländische Novelle von Carl Cassau.

Auf dem Rittergut Birnsfeld bei Kassel hatte der tägliche Betrieb schon angefangen; die Kühe brüllten in den Ställen, die gefräßigen Schweine schrieten nach Futter, die Knechte schirrten die Pferde an und die Hühner gaderten auf dem Wirthschaftshofe umher. In einem Zimmer nach demselben hinaus saß trotz der frühen Morgenstunde schon die Familie des Besitzers am Frühstückstische. Herr Bruno von Hirschfeld war ein Sechziger, dem man an seiner straffen Haltung noch jetzt den früheren Militär ansah. Er war hessischer Offizier gewesen. Am Tische saßen noch sein neunzehnjähriger Sohn Oskar und seine ebenso alte Tochter Marion. Die beiden Kinder waren Zwillinge, bei deren Geburt die Mutter ihr Leben eingebüßt hatte. Mit desto größerer Herzlichkeit hing der alte Herr an diesen hinterlassenen Pfändern der Liebe seiner theuren Gattin. Es läßt sich erklären, daß die Zwillinge sich täuschend ähnlich sahen, beide blond und blauäugig, groß und schlank gewachsen, beide vom gleichen, edelschönen Schnitt des Gesichtes. Das blonde Haar fiel bei Marion nur in langen Locken über die Schultern herab.

Marion schenkte den Kaffee ein und sagte:

„Es ist freilich nur deutscher Eicheln- und Roggenkaffee, aber er schmeckt recht gut!“

Oskar lächelte:

„Ergo, machen wir aus der Noth eine Tugend und trinken wir!“

Der alte Herr dagegen brummte:

„Auch das verdanken wir dieser Gottesgeißel Napoleon, daß er uns nicht einmal unseren Kaffee läßt, denn bei der strengen gehandhabten Blockade kommt ja kein englisches Schiff in die deutschen Häfen! Und doch kann er den Engländern, seinen intimsten Feinden, nichts anhaben! Nun, alles hat einmal ein Ende, und die Tage dieses korrumpirten Emporkömmlings werden gezählt sein!“

Oskar lächelte.

„Sicherlich, Papa!“

Der alte Herr blickte besorgt auf.

„Oskar, kann die Sache morgen auch nicht mißlingen?“

Oskar zuckte die Achseln.

„Das steht bei Gott, Papa! Vorbereitet ist alles sorglich! Die Truppen sind gewonnen, lauter geborne Hessen; na, und ein Hesse gehi, wie das Sprichwort schon sagt, blind darauf los! Dörnberg ist ein eiserner Kopf! Er hat die Schloßwache! Na, „König Lustig“, dieser kiederliche Theaterprinz, wird Augen machen, wenn Dörnberg ihn für gefangen erklärt!“

„Und wohin dann mit ihm?“

„Das ist noch Geheimniß!“

„Und Du, mein Sohn?“

„Ich reite heute abend, mein Urlaub reicht ja so weit! Mit Fleiß habe ich Dir den Anblick der verhassten Uniform bisher erspart und mich zivil gekleidet! Das soll dann eine lustige Jagd werden!“

Hier sagte Marion:

„Ich wollte, ich könnte daran theilnehmen; aber ich fürchte die Menge der Mitwisser!“

„Sie sind alle treu, Marion!“

Gerade trat der Diener ein.

„Soeben reitet Herr von Hüfing vor!“

Der Genannte folgte dem Diener auf dem Fuße.

Der Eintretende war schon ein ältlicher Herr, ein Kammerherr a. D.

„Um Gott, Herr von Hüfing,“ rief Oskar, „was giebt es, daß Sie sich so früh bemühen?“

Herr von Hüfing schöpfte tief Athem.

„Herr von Dörnberg hat es mir auf die Seele gebunden, Sie zu benachrichtigen, Herr Leutnant; es ist alles verloren, ein Feigling hat alles gestanden! Dörnberg ist bereits in den Habichtswald entflohen, die übrigen Theilnehmer meistens gleich entkommen, nur wenige Ueberraschte sind aretirt; Lanciers halten alle Straßen besetzt!“

Oskar sprang auf.

„Himmel! Was nun?“

„Du mußt fort!“ schrie der alte Herr.

„Wohin?“ entgegnete Oskar.

„Suchen Sie die österreichische Grenze zu gewinnen, am besten in Uniform, die ebnet Ihnen die Wege!“ sagte Hüfing.

Marion erhob sich jetzt.

„Rasch, Oskar, kleide Dich an; ich packe Dir Lebensmittel in die Satteltasche; Papa, gib Oskar Geld! Ich bestelle das Roß an die Hinterthür!“

Sie verschwand, Herr Bruno von Hirschfeld taumelte in's Nebenzimmer, durch welches Oskar schon gegangen war.

Herr von Hüfing bestieg sein Roß und jagte davon.

Eine halbe Stunde später trat der Leutnant Oskar in westfälischer Kürassieruniform wieder ein.

Marion winkte ihm.

„Reidler hält das Pferd!“

Der alte Herr stürzte herbei, steckte Oskar eine Börse mit Gold zu und umarmte ihn, Marion küßte den Bruder und lautlos verließ er das Zimmer.

Raum drei Minuten später umstellten Lanciers Haus und Hof nebst Garten. Ein paar Sekunden darauf brachte ein Unteroffizier den Leutnant entwaffnet als Gefangenen ins Schloß.

Marion kam ihnen erschrocken entgegen.

Jetzt erschien auch der Anführer der Lanciers, der Leutnant Eugen Naché, ein Bekannter des Fräuleins, der zu Kassel mehrere Male mit ihr getanzt hatte.

Er verbeugte sich und sagte gepreßt:

„Mein Fräulein, verzeihen Sie! Ich habe laut Befehl Ihren Herrn Bruder verhaften müssen! Ich muß jetzt um ein Zimmer bitten, aus dem er nicht entschlüpfen kann! Meine Leute müssen zwei bis drei Stunden ruhen, denn sie sind seit Mitternacht im Sattel! Bitte also auch für sie um Zimmer und Nahrung, sowie Stallung, für mich und meine Lanciers um Ihre Gastfreundschaft!“

Marion verbeugte sich und hatte schnell in ihrem Köpfchen einen Rettungsplan für ihren Bruder erdacht.

Sie wies als Gefangenzimmer wohlüberlegt dessen Zimmer mit Kabinett an.

Naché befah es und sagte:

„Es ist gut, kein Ausgang als dieser! Darf ich bitten, Herr Kamerad?“

Oskar sah Marions Zeichen und — trat ein.

Naché schloß ab und stellte einen Posten vor die Thür.

Nun wies ihm Marion selbst ein Zimmer an und hieß Frühstück und Wein auftragen.

Darauf eilte sie zum Vater. Der alte Herr war verzweifelt, aber Marion sprach leise auf ihn ein. Zuerst schüttelte er den Kopf, dann aber sagte er:

„Mit Gott, Mädels! Dir kann niemand etwas thun!“

Sie ging nun nach Nachés Zimmer.

„Herr Leutnant, mein Bruder ist nüchtern, darf ich ihm Frühstück bringen?“

„Sawohl, jawohl! Aber halt, ein Passepartout!“

Er schrieb einen Zettel und sie entstellte damit.

Dann rief sie ihres Papas Kammerdiener Franz auf ihr Zimmer.

„Franz,“ sagte sie, „rasch, schneiden Sie mir mein Haar wie das meines Bruders!“

„Diese schönen Locken?“

„Schnell!“ war die Antwort. Franz besorgte das geschickt, Marion aber bedeckte den fehlenden Haar Schmuck durch eine Dormeuse damaliger Art.

Dann stellte sie Frühstück auf ein Tablett und schritt zum Bruder.

Dem Posten hielt sie den Passepartout unter die Augen.

„Passiren!“ sagte der.

Eintretend sagte sie: „Rasch, Oskar, entleide Dich der Uniform im Kabinett!“

„Du willst —?“

„Deine Rolle spielen.“

„Himmel!“

„Schnell, schnell!“

Er schoß ins Kabinett, aber schon hatte sie alles Zeug abgeworfen, erbat sich durch die Kabinettthürspalte seine Uniform und schob ihm ihre Kleider zu.

Als der Wechsel vollzogen war, hätte jeder geschworen, Marion sei Leutnant von Hirschfeld. Oskar trug zum Glück keinen Bart; er sah nun genau wie Marion aus. Ueber sein Haar stülpte sie noch die Dormeuse, dann sagte sie:

„Nimm das Tablett, dann liefere dem Posten den Passepartout ab, gehe in die Küche, wo Papa alles bereit haben wird! Muthig, vorwärts!“

Der Lancier stand an der Wand und sah schläfrig das Fräulein wieder gehen. Oskar ging in die Küche, wo Herr von Hirschfeld ihn in Empfang nahm. In einem Kellergemach ward die Metamorphose vollzogen, die aus der Dame einen Herrn in Civil machte. Der alte Herr gab ihm statt der konfiszierten Börse eine andere und sagte:

„Zeidler ist mit dem Pferde am hintern Gartenpförtchen, er hat die Pistolen im Halfter laden müssen! Nun mit Gott, mein Sohn, ich will Naché beschäftigen!“

Das gelang dann programmäßig. Zeidler erschien und flüsterte dem Hausherrn zu:

„Er ist glücklich fort!“

Da erschien Franz bei Naché und lud zu Tisch ein.

Der sagte überrascht:

„Sogleich! Nur erst nach dem Gefangenen sehen!“

Er guckte nur in die Thür.

Der Leutnant Oskar von Hirschfeld hatte den Kopf auf die Hände gelegt, die auf der Tischplatte ruhten.

„Armer Kerl,“ murmelte Naché, „er schläft! Mag er!“

Er schloß wieder ab und folgte Franz, der ihn nach dem Speisesaal geleitete.

Der alte Herr empfing ihn feierlich. Auf der Tafel prunkte das Hirschfeldsche Silberzeug. Es war nur für zwei Personen gedeckt.

„Und das gnädige Fräulein?“ fragte Naché.

„Läßt um Entschuldigung bitten, es hat durch den Schrecken die Migräne bekommen!“

„Ach, das thut mir leid!“

„Setzen wir uns! Franz, die Suppe!“

Man speiste, Gang folgte auf Gang und zwar im langsamsten Tempo! Dann folgte der Kaffee, die Thonpfeifen!

Naché wollte aufbrechen.

„Was wird nun mit meinem Sohne?“ fragte Herr von Hirschfeld kummervoll. Leutnant Naché entgegnete:

„Hoffentlich nichts als ein paar Jahre Festung! Es war unvorsichtig von ihm, sich zu betheiligen! Es waren zu viele Mitwisser!“

„Mitwisser?“

Er that, als wisse man von nichts.

„Teufel, so wüßten Sie nicht?“

„Keine Spur!“

„Teufel!“

Er schien in Verlegenheit zu sein, was er sagen sollte. Endlich plakte er heraus:

„Na, das wird sich ja alles finden!“

Er verbeugte sich, überzeugte sich dann von dem Wohlbefinden seiner Leute, fragte den Sergeanten nach dem Posten, war über die erfolgte Ablösung befriedigt und sagte:

„Ha, vier Uhr schon? Trompeter, blasen!“

Er verabschiedete sich nun von dem Hausherrn, schielte noch überall nach Marion umher und trat endlich zu dem Gefangenen ein.

„Kamerad, auf, es bläst zum Abmarsch!“

Marion fuhr empor und stand kerzengerade vor ihm.

Er merkte noch nichts.

Da begann sie:

„Verzeihung, Herr Leutnant, ich habe Sie getäuscht!“

Er fuhr zurück.

„Sie — Leut — Fräulein?“

Sie verbeugte sich lächelnd.

„Aber ich muß —!“ setzte er an.

„Halt,“ sagte sie, „bis jetzt weiß es niemand als Sie. Niemand wird es auch merken. Bin ich erst einmal in Kassel, so ist die Metamorphose völlig unerklärlich. Sie wird es bleiben. Werden Sie mein Mitschuldiger, indem Sie — schweigen!“

„Aber, Fräulein, ich —!“

„Sie sind ein Deutscher trotz Ihres französischen Namens! Handeln Sie deutsch! Ueberliefern Sie meinen Bruder nicht der Füllade!“

Er sah sie an. Wie schön sie war trotz der Uniform, ja gerade deshalb.

„Fräulein Marion,“ sagte er dann, „in welches Dilemma stürzen Sie mich!“

Sie blickte ihn, der ein hübscher Kerl war, schmachkend an und sagte leise:

„Wenn Sie schweigen, ich könnte Ihnen dafür gut sein!“

„Marion!“ fuhr er auf, legte aber gleich die Hand auf den Mund: „Stille, Vorsicht! Ich schicke Ihnen einen Mantel, werfen Sie ihn um!“

Er warf ihr ein Fußhändchen zu und — war draußen.

Sie athmete hoch auf!

„Wer könnte uns widerstehen, wenn wir unwiderstehlich sein wollen?“

Man ritt ab; Marion war des Reitens als Gutsbesitzerstochter kundig.

Man ritt bis spät Nachmittag und blieb in Delmhorst, wo der Gefangene in den Holzstall gesperrt wurde.

Hier machte Leutnant Nachs die Entdeckung.

Er sandte einen Kurier nach Kassel mit der Botschaft.

Ein Oberst Guillmoille erschien. Er ordnete die Freilassung des schmucken Kürassierleutnants an, denn er sagte:

„Wir wollen uns doch nicht blamiren, Leutnant! Ein andermal die Augen besser aufthun! Es wird gnädig abgehen, denn Majestät ist in der besten Laune!“

Als Nachs wieder gen Kassel kam, sagte Jérôme, sobald er den Leutnant sah:

„Aber verdammten Peck geabt, zu tief in schöner Aulen kesehen! Parole d'honneur, c'est très-amusant!“ Das war die Strafe.

Oskar von Hirschfeld entkam nach Oesterreich.

Aber zwei Herzen hatte die Episode auf immer verbunden.

Seit jenem Tage durfte der Leutnant in der französischen Uniform offen um Marion werben und sich mit ihr verloben.

Als Napoleons Herrschaft zusammenbrach im Frühjahr 1813, trat Eugen Nachs in preussische Dienste. Er kämpfte an Oskars Seite mit bei Leipzig und Waterloo und ward gleich nachher Oskars Schwager. Eine glücklichere Ehe ward nie geschlossen, denn Marion vergaß es ihrem Gatten nie, daß er damals auf ihre Seite getreten war.

Sie schenkte ihrem Gatten vier Söhne, die echt deutsch erzogen wurden.

Das Geschlecht der Nachs blüht noch heute in der Rheingegend.

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Bilderräthsel.



Gleichung.

$$a - (b - c) + (d - e) + (f - g) = x$$

- a Staatsoberhaupt.
- b Nebenfluß des Mains.
- c französischer Komponist.
- d Theil der weiblichen Kleidung.
- e seemännischer Ausdruck.
- f Theil des Jahres.
- g brasilianisches Thier.
- x ein zumal im Frühjahr und Sommer unentbehrliches Geräth.

Scherzräthsel.

Getrennt hat mich's von Dir getroffen,
So seelenvoll und wunderbar,
Deß ward entflammt ein süßes Hoffen,
Daß Dein mein Herz war ganz und gar.

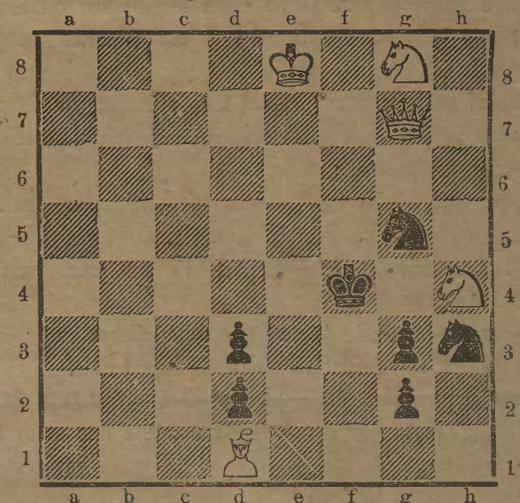
Doch als ich's erst vereint gewonnen
In Dich, ward mir die Täuschung klar.
Ich merkt, als meine Blut zerronnen,
Gar schnell, daß ich — ein Esel war.

Zahlenräthsel.

- | | | | | | | | | | | | |
|----|----|---|----|---|----|---|---|---|----|----|----------------------------------|
| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 | 10 | 11 | Frühlingsboten. |
| 2 | 10 | 3 | 6 | | | | | | | | Pflanzentheil |
| 3 | 6 | 9 | 10 | 6 | 11 | | | | | | Hausgeräth |
| 4 | 6 | 7 | 8 | 6 | | | | | | | Theil der Schrift |
| 5 | 7 | 6 | 10 | | | | | | | | allerlei Hausthiere |
| 6 | 7 | 9 | 10 | 6 | | | | | | | Baum |
| 7 | 8 | 8 | 6 | 3 | | | | | | | Nebenfluß der Donau |
| 8 | 6 | 7 | 6 | 3 | | | | | | | Musikinstrument |
| 9 | 6 | 8 | 8 | 7 | 11 | 7 | | | | | berühmter italienischer Künstler |
| 10 | 6 | 3 | 4 | | | | | | | | immerer Körpertheil |
| 6 | 7 | 1 | 6 | 3 | | | | | | | Gefäß |
| 11 | 7 | 8 | | | | | | | | | großer Strom |

Schachaufgabe.

Von Z. Nach (Svetozor).



Weiß.

(5+7)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Auflösung des Bilderräthfels.

Brautfranz.

Auflösung des Ergänzungsräthfels.

Die zu ergänzenden Buchstaben sind **ber**.
Beruf, Barn, Berg, Bereiter, Berka, Berry, Leber, Eber, Weiber,
Kober, Heber, Geber, Weber, Ober, Biber, Bober, Auber.

Auflösung des Buchstabenräthfels.

Zubel — Juwel.

Auflösung des Entwicklungsräthfels.

Haus, Haut, Hart, Hort, Horn, Dorn, Dorf.

Auflösung der Skataufgabe.

Kartenvertheilung:

B. dB, aA, 10; bA, D; cA, D; d10, K, D.

M. aK, D, 9, 8, 7; bK, 9; cK, 9; dA.

H. a, b, cB, b8, 7; c8, 7; d9, 8, 7.

Stat: b10, c10.

Spiel:

- | | |
|-------------------------|--------------------------|
| 1. B. dD, dA, d7. | 2. M. a7, cB, aA (-13). |
| 3. H. d9, dK, aK. | 4. M. a8, bB, a10 (-12). |
| 5. H. d8, d10, aD. | 6. M. a9, aB, dB (-4). |
| 7. H. b8, bA, b9 (-11). | 8. B. bD, bK, b7. |
| 9. M. c9, c8, cD (-3). | 10. B. cA, cK, c8 (-15). |

Damit haben die Gegner 58 erreicht; geht das Spiel anders, bekommen sie noch weniger.

Richtige Lösungen gingen ein von: Gertrud Hentschel, Kurt Schendel, Masuch, G. Scholz, Richard Miß, Margarete Schendel, Otto Groffe, Elisabeth Steff, Bruno Zopp, Else und Hugo Brüning, Alfred Damm, Erna Unger Bromberg.